

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1924

76 (29.3.1924) Wissenschaft und Bildung

Wissenschafft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 29. März 1924

Frauenherrschaft oder Männerherrschaft?

Eine sozialpsychologische Studie von Curt Amend

Dr. M. Baerting versucht in seinem Buch „Neubegründung der Psychologie von Mann und Weib“ (erschienen bei G. Braun-Karlsruhe) den überraschenden Nachweis zu führen, daß die Herrschaft des Mannes an sich nicht in der Natur der Dinge begründet sei, sondern sich erst auf Grund einer ganz bestimmten Entwicklung herauskristallisiert habe, daß in grauer Vorzeit die Frauenherrschaft bestanden habe. Was Baerting zur Stütze seines Beweises anführt, läßt sich wohl hören und hält größtenteils wissenschaftlicher Prüfung stand. Auch bei aller Vorsicht wird man zu dem Schluß gelangen, daß seine kühne Behauptung nicht als unabweisbar gelten kann, wenn auch eine Verallgemeinerung, übertragen auf ganze Perioden der menschlichen Entwicklung, recht gewagt ist. Das Eine läßt sich wohl kaum bestreiten, nämlich daß es Kulturvölker gegeben hat, deren Urgeschichte durch die Frauenherrschaft charakterisiert wird; genau so wie es heute noch primitive Völker gibt, die gleichfalls unter der Frauenherrschaft leben. Baerting zieht zu seiner Beweisführung die Mythologie und Sagen Geschichte besonders stark heran. Und niemand wird leugnen, daß sich gerade hier zahlreiche Momente finden, die eine Vorherrschaft der Frau bei gewissen Völkern und zu gewissen Zeiten wahrscheinlich machen.

Der Einwand, daß die Frau als die physiologisch Schwächere zur Herrschaft ungeeignet sei und schon durch die Mutterchaft an einer ständigen Ausübung der Herrschaft behindert werde, läßt sich dann, wenn man Baertings Behauptung als richtig anerkennt, ohne weiteres beiseite schieben. Denn dann hat jene physiologische Unterlegenheit „damals“ eben nicht existiert, die Frauen sind „damals“ rein somatisch dem Manne gleichwertig gewesen, und auch die Mutterchaft hat sie, zumal unter ganz anderen Lebensbedingungen, nur für eine ganz geringe Spanne Zeit zu einer Suspendierung ihrer Rechte gezwungen, einer Suspendierung, die praktisch nicht besonders ins Gewicht zu fallen brauchte, da ja nicht jedes Mal alle Frauen des Stammes Mutterfreunden entgegenstehen. Die physiologische Unterlegenheit der Frau, ihr „physiologischer Schwachpunkt“ (siehe Wölbins) wäre dann also erst in einer Jahrtausende lange Entwicklung herangezückt worden, und zwar dadurch, daß eben der Mann die Herrschaft an sich riß und sie immer fester auszubauen verstand.

Daß eine Frauenherrschaft an sich möglich ist und durch die Forschungen Baertings für gewisse Zeiten und für gewisse Völker sogar wahrscheinlich gemacht wird, kann also kaum mehr bezweifelt werden. Allen denen aber, welchen diese Annahme oder Behauptung ungenehmlich oder lächerlich vorkommt, wäre entgegenzuhalten, daß bisher noch eine jede neue Entdeckung von den Ungläubigen belächelt worden ist, bis sie dann Allgemein-

gut des Wissens und Erlernens wurde. Der Gelehrte, der seiner Zeit in Paris den ersten Phonographen vorführte, hätte beinahe Prügel bekommen, weil man seine ganze Vorführung für Schwindel, nämlich für — Rauchreden hielt!

Nun gibt es aber eine Beobachtung aus der Zeit, in der wir leben, die die Behauptung Baertings durchaus nicht als so absurd erscheinen läßt. Und das ist die Beobachtung, daß in einzelnen Kulturländern schon seit Jahrzehnten eine Entwicklung eingesezt hat, die deutliche Züge einer Art Frauenherrschaft aufweist und zur vollendeten Frauenherrschaft führen könnte, wenn sich nicht noch rechtzeitig eine Gegenbewegung auslöste.

Übereinstimmend berichten alle Kenner nordamerikanischer Verhältnisse, daß dort, allerdings zunächst nur in den besser situierten Schichten, im Verkehr der Geschlechter Zustände festzustellen sind, die von der Frauenherrschaft gar nicht mehr so weit ab liegen. England folgt diesem Beispiel, wenn auch in beträchtlichem Abstand. Auffallenderweise macht man aber daneben in der ganzen Welt die Wahrnehmung, daß die Männer immer effeminierter, immer weiblicher, und die Frauen immer männlicher werden, und zwar sowohl in ihrem Denken und Fühlen, wie auch in ihrem körperlichen Habitus. Wer die Romanliteratur der letzten Jahrzehnte kennt, der weiß, daß die männlichen „Helden“ dieser Romane meistens hysterische Schwächlinge sind, während das Geschlecht der Frauen meist durch recht kraftvolle Typen vertreten wird. Jakob Wassermann hat bezeichnenderweise zum Helden seines großen Zeitromans „Ulrike Woytich“ nicht etwa einen Mann, sondern eine Frauenperson gemacht, nach welcher er dann den Roman benannte.

Überaus charakteristisch für diese Wahrnehmung ist ferner die Kleidung und die Haartracht der heutigen Zeit. Über dem Wege der Sportstracht hat sich die Kleidung der Frau vielfach der des Mannes genähert. Natürlich trägt man noch keine Überhosen, aber der obere Teil des weiblichen Körpers wird, zumal in letzter Zeit, gerne in eine Tracht gehüllt, die jungerartig, jaftenartig oder à la Smoking der des Mannes recht sehr ähnelt. Noch charakteristischer ist allerdings auf dem Gebiete der Haartracht der sogen. „Bagenkopf“.

Auch früher ist es vorgekommen, daß sich ein junges Mädchen die langen Haare abschneiden ließ und mit dem Tituskopf einherging. Heute aber ist es so, daß förmlich eine Mode des Bagenkopfs grassiert und täglich weiter um sich greift. Und diese Mode macht vor keinem Alter Halt. Ein junger Engländer fragte eines Tages auf einem Ball seinen Freund, wer denn die nette, junge Dame sei, mit der er eben getanzt habe, jene nette junge Dame mit dem Bagenkopf, dem schlanken Knabenkörper und den roten Waden. Der Freund erwiderte ihm lachend, das sei seine Schwiegermutter. Man sieht heutigen Tages aber auch in Deutschland so manche Schwiegermutter und so manche Tante mit dem Bagenkopf herumlaufen. Das ist aber doch eine Haartracht, die der physiologischen Eigenart des Weibes nicht entspricht und das Wesen des

Mannes nachahmt, d. h. des jungen Mannes oder — noch besser gesagt — des jungen Schlawiners, bei dem ja diese Haartracht als besonderes Merkmal in die Augen fällt.

Auch sonst ließe sich eine ganze Reihe von Symptomen aufzählen, und zwar von sehr bedeutenden und interessanten Symptomen, die es begreiflich machen, wenn heute jemand nach der Lektüre Baertings die Rückkehr zu Frauenherrschaft prophezeien würde. Gewisse Wahrnehmungen auf dem Gebiet des Verkehrs der Geschlechter untereinander, das Frauenwahlrecht und die täglich wachsende Hysterie der Männer sind die markantesten dieser Symptome.

Andererseits gibt es eine bemerkenswerte Tatsache, die doch immerhin verrät, daß die Frau, mag sie auch nach der Herrschaft streben, sich der nützlichen Bedeutung des Mannes, wenigstens einstweilen noch, durchaus bewußt ist und allen Zauber spielen läßt, um ihn für sich einzufangen. Nach dem Kriege ist es auch außerhalb Frankreichs, vor allem aber in Amerika und England, üblich geworden, daß sich die Damen der sogenannten „guten Gesellschaft“ in schon nicht mehr distinkter Weise schminken und pudern und überhaupt ein Raffinement der Kleidung und des Auftretens bevorzugen, wie es bisher der Kokotte vorbehalten blieb. Natürlich möchten sie deshalb keineswegs für Kokotten gehalten werden.

Immerhin müssen sie doch des Glaubens sein, daß diese Aufmachung (Bagenkopf, Schminke und raffinierte Kleidung) dem Manne besonders gefällt, daß er beim Anblick dieser bemalten Götzenbilder besonders eilig ins Garn geht. Sollte diese Rechnung stimmen, so wäre das leider ein neuer Beweis für das langsame Degenerieren des Mannes und für die Gefahr, die ihm von seiten der nach Herrschaft strebenden Frau droht, und dann wäre allerdings der Trost, daß das ganze Theater ja nur ihm zuliebe gemacht wird, überaus fragwürdig. Dann könnte auch der Fisch, der den leuchtenden und zuckenden Köder anbeißt, womöglich darüber größenwahnsinnig werden, daß man um seinetwillen ein derartiges Theater macht!

Man fällt leicht bei der Erörterung dieser Dinge in einen ironischen Ton, und doch sind sie durchaus ernst zu nehmen. Wie sehr das öffentliche Leben, Politik, Literatur, Kunst und Theater, ferner aber auch das Familienleben und die Sozialpsychologie eines Volkes schlechthin, durch diese Dinge bestimmt werden, ahnen immer nur die Wenigsten. Unser Auge ist eben für Vorgänge individual- und sozialpsychologischen Inhalts noch absolut nicht geschärft. Und namentlich wir Deutsche hätten erst dann Veranlassung, auf unser Wissen und unsere Bildung besonders stolz zu sein, wenn es uns gelänge, der allerdings der ganzen Welt imponierenden Kraft unseres Intellekts noch die Schärfe des psychologischen Blicks hinzuzufügen. Vielleicht ladet dieser Artikel, der inhaltlich keineswegs als amüsante Plauderei, sondern als eine ernste, kleine sozialpsychologische Studie betrachtet sein will, diesen oder jenen Leser ein, die Schärfe seines psychologischen Blicks zu erproben.

Karlsruher Konzerte

Die Händelrenaissance, die insbesondere Deutschland und England erfasst hat, macht sich auch im hiesigen Musikleben bemerkbar. In wenigen Wochen wird im Landes-Theater eine Neubearbeitung des „Camerlane“ ihre Aufreise feiern. So ist es auch kein Zufall, wenn zwei Konzerte fast gleichzeitig Händel'sche Werke zur Aufführung bringen. Über den Abend Händel'sche Musikfreunde im Saal des Landes-Konzerthaus wurde an dieser Stelle schon von anderer Seite berichtet. Doch sei ganz ergänzend zu der dort von Victor A. Serd mit viel Verständnis konjertmäßig gebotenen Wiedergabe des Schöpfers „Acis und Galatea“ (das als pastorales Oratorium in der Tat eher der weltlichen Kantate als der Form der Oper zuneigt), gesagt, daß auch der Freund Damon eine Originalgestalt Dändels ist und Mozarts Bearbeitung — bei der hiesigen Aufführung mit dem Material des Landes-theaters vielleicht doch noch um einige Zusätze H. Motzls gemehrt — sich nur auf die Singstimme von Violininstrumenten beschränkt. Die H. Musikalische Abend-Feier des Bad. Landestheaterorchesters brachte ebenfalls das zwei Abende zuvor schon gespielte wunderbare Concerto grosso in a-moll Nr. 4 zu Gehör und erinnerte des weitern mit einem Kammerduett für Sopran und Bass an den „amigo in Italien“ zu hochbeliebten und berühmten Konf. Händel, der solcher weltlicher Gesänge damals gar viele geschrieben hat. Für die große Händelausgabe hatte S. Brahm's das konzertmäßige Arrangement dieser und anderer Kompositionen übernommen, sie klangen aber kaum Wobden im Konzerthaus, hauptsächlich wohl weil sie spezifische, heute abhanden gekommene Reifertigkeit voraussetzen. Was nun Dr. Hermann Roth mit seiner von der Brahm'schen Fassung nur wenig abweichenden Neubearbeitung eigentlich beabsichtigt, ist nicht ganz klar, denn die Schwierigkeiten für die Gesangsstimmen sind nicht gemindert, sondern im Gegenteil durch eine ziemlich umfangreiche Übertragung ins Deutsche noch vermehrt, sonst aber nichts gefürzt und nichts ergänzt. Die beiden Solisten, Hete Stehert und Max Wütiner vermittlein ein ungefähres Bild des in Koloratur und Belcanto schwebenden Originals. Die noch folgende „Wasserwaage“ mit der einst der englische König bei einer abendlichen

Verzweigungsstunde auf der Themse übertraf und verjöhnt worden sein soll, besteht aus 20 kleinen Unterhaltungsstücken, die sicherlich in gebordeter Fassung und Einrichtung als Suite ihren Eindruck auch heute nicht verlieren. Operndirektor Fritz Cortolezis ist aber des Guten etwas zu viel, zumal die Einzelteile ohne nötige Zwischenpause aufgeführt wurden. So war der Erfolg leider mäßig, obwohl vom Landes-theaterorchester und darunter besonders von den Trompeten recht frisch musiziert wurde.

Zwei Gesangsabende fanden statt. Das Konzert von Agnes und Willy Gilken stand dabei wirklich im Zeichen „namenloser Freude“, aufrechter Wiedersehensfreude. Aber auch künstlerisch gab der Abend volle Befriedigung, sind doch Sänger recht selten, die abgesehen von jeder persönlichen Beliebtheit eben dadurch die Hörer bezwingen, daß sie sich so einfach zum Musizieren hinstellen und in Gesangseligkeit schweben. Sehr schön erklangen verschiedene Arien und Duette, bei Agnes Gilken fiel besonders angenehm auf, wie sie jetzt ohne jede Mühe die Höhe meistert und den Vortrag durch dynamische Schattierungen stark verinnerlicht. Eine ausgezeichnete Begleiterin war Mathilde Roth. — Alice Corofa kam aus Wien mit beinahe sensationeller Ankündigung. Den dadurch hochgeschraubten Erwartungen gegenüber brachte ihr Wiederabend eine kleine Enttäuschung. Wohl ist ihr Mezzosopran groß und schön, aber entweder nicht tadellos gebildet oder schon über die Glanzzeit hinaus. Bei Schubert und Brahms stöcte ein Tremolo erheblich, weit besser hörte sich ihre Wiedergabe von Mozarts und Wagnerliedern an, die auf innigste Befehlung deuteten. Freer Reizung zu lang gezogene Passos gab leider auch der Begleiter Felix Wolfe so stark nach, daß manches recht temperamentlos klang.

Über das Wohltätigkeitskonzert in der Stadt. Festhalle zugunsten der Winterhilfe für die freilich kaum etwas Positives (insolge des sehr mangelhaften Besuchs) herauskam, teilt mein Vertreter mit, daß die der Passionszeit angepaßte Vortragsfolge unter Mitwirkung von G. Friedrich (Frankfurter Oper) und Paul Smets (Organist aus Mainz) im allgemeinen recht fessend dargeboten wurde, wenn auch der Organist zeitweise fäperrlich nicht ganz disponiert klang. G. Friedrich's frisch klingender Sopran vermit-

telte jedenfalls den besten Eindruck des Abends, zu dessen orchestraler Einleitung sich auch die Harmoniekapelle unter H. Rudolph's Stabführung bereitwillig zur Verfügung gestellt hatte. — Mit einem Nieder- und Opernabend trat die Gesangsschule Dr. Zimmermanns erstmalig vor die Öffentlichkeit. Ihr Vortrag scheint die Pflege des Bellanto zu sein, leider mangelt gleichgute Akzentuierung. Der Chef kann also hinsichtlich Erziehung noch nicht mit den Besten konkurrieren. Vielversprechende Talente sind zweifellos Lotte Münch, auch Fritz Rennjo, der zwar oft Falzig und flach singt, und Rudolf Wakte, dessen schönes Material von seiner Tätigkeit am Landestheater bekannt ist. Auch Rita Kühn gefiel durch ungeziertes, von jeder äußerlichen Effekthaserei freies Auftreten, das ihr besonders nach den zwei Liedern Courbassiers reichsten Beifall eintrug. Aber die Illusion manch anderer stark forcierten Leistung zerflattert schnell und läßt eine Warnung vor ruinöser Kraftvergeudung nicht unangebracht erscheinen. Ein Höchstmaß an reiner Intonation scheint in den wenigsten Fällen erreicht, auch an Musikalität blieben Forderungen einmütigen unerfüllt, die an eine Wiedergabe von Quintetten aus „Carmen“ oder gar „Meisterfänger“ sich unbedingt knüpfen. Den oft in recht gemächlichem Tempo exerzierenden Schülern stand Dr. Max Steidel am Flügel hilfsbereit zur Seite. — Erwähnt sei noch der hübsche Vortragsabend des Lautenisten Karl Blume, der viele Zuhörer durch ältere meist rheinische Volkslieder und eigene Vertonungen erfreute. Dem Gros seiner Kollegen gegenüber zeichnet er sich durch geschmackvolle Kultur der Stimme und wirklich vollendetes Lautenspiel aus. Kein Wunder also, daß seine reichhaltige Stimmungspalette von dem kombinationellen Gleichklang so mancher Lautenabende sich angenehm unterscheidet.

Kunstaussstellung in Mannheim. Unter dem Kennwort „Das bunte Papier“ eröffnet die Mannheimer Stadt. Kunst-halle am Sonntag den 30. März eine umfangreiche Ausstellung, die in einer historischen und modernen Abteilung Tapisserien, Buchbinderpapiere, Lampenschirme usw. aufzeigt und von mehr als 200 Ausstellern besichtigt ist. Die Ausstellung dauert bis 25. Mai.

Vom Volk auf Celebes

Streiflichter von Nat. Th. Sen

I.

Die Hauptstadt von Celebes ist Makassar, ein mittelgroßer Handelsort. Die Volksstämme in und um Makassar heißen Malakuren, während die Buginesen mehr im Innern der Insel leben. Die Sprachen sind verschieden, weichen auch von den malakurischen und javanischen ab.

In einer merkwürdig reichen, äppigen, sich stets erneuernden Natur liegen, hoch über dem Grunde auf Pfählen gebaut, die aus Bambus bestehenden Wohnungen der Eingeborenen. Der Wohn- und Schlafraum ist ohne Möbel, nur mit Matten und Bambusrohrbänken ausgestattet. Kleine Kinder spielen nur mit Amulett, Brust- und Schamplatt geziert, im Kreise und schauen mit großen Augen, halb furchtsam, halb neugierig, auf den weißen Besucher. In einer Küche, worin der nötige Hausrat ist, bereiten Frauen auf Holzschalen Feuer die Mahlzeit. Man kocht zu vielen im Kreis beisammen, genießt die Leibspeise: Reis und wieder Reis, den man zu Klumpen gehakt mit zwei Fingern in den Mund schiebt. Pfeffer, Pfeffer, Gabel braucht der Malakure nicht! Als Zusätze wird gepfeffertes Pfefferfleisch, Fisch, Geflügel und hartes Gewürz genommen. Man kaut Sirih, die mit Kalk befeuchteten aromatischen Wälder einer Pfefferpflanze, und spuckt den roten Saft in eine bereitstehende Schale.

In primitiven Behältern sitzen die Frauen auf dem Boden und weben in monotoner Arbeit köstliche Stücke ihrer Kleidung. Es erheben die erleuchteten farbigen Kunstwerke unter ihrer Hand. Ihre langarmelige Jade, der Sarong (Rock) umschließen den biegsamen, runden Körper und geben dem warmen Ton der Haut Farbe und Ausdruck. Das geübte und parfümierte Haar ist samtlicher; Blumen stecken darin. Sie wählen zu ihrer Kleidung helles und heiße Farben, wie sie die helle Sonne an Land und See schickt: Karmin, Ultraviolett, ein brennendes Rotgelb. Die Männer tragen geflochtene Mützen, offene, hängende Jade, eine Kniehose. Am Bauchband baumelt ein rotes Tüschchen, worin man Geld und Sirih trägt. Sie greifen den Sarong von der Schulter diagonal zusammen oder laufen darin wie in einem offenen Sad spazieren.

In türkisblauer Mondnacht ist das oberfarbige Völkchen beisammen. Eine Nacht ist es, wie sie nur der Osten kennt, voll Gesehens, voll dunkeln Geschehen. Man erzählet in bildreicher Sprache von Ehe und Ehe (Sitt), von früheren Zeiten, von kommenden Festen. Mehrere Besprechung findet das letzte Ereignis. Ein Verwandter des Fürsten von Gowa wirbt um die Tochter des Nachbarnamtes. Er läßt seine Voten in weniger Zeit, als zum Rufen eines Sirihpriesters nötig, sich zur Abreise bereiten; mit Vogelgeschellen sollen sie günstige Antwort bringen. Seine Bitte spricht von dem Verlangen, sich um den ganzen Zweig des Nachbarnamtes rufen zu dürfen. Günstige Antwort erhält er. Man weicht nicht ab, sondern ist erfreut, über den Zug fremder Vögel, die mit solchem Blauschönen Flug ins Haus nehmen. Man beginnt die Feste — sie sind des Volkes eigentliches Leben, voll Erwartung sind Tage und Nächte.

Da sind die Brauthefte; nicht eins, nein viele. Das ganze Dorf nimmt daran teil, da die Häuser offen sind u. man überall aufhauen kann. Man feiert, wenn Gesandte von Blumen, Früchten, Sirih, Gewürzen und Geweben an die Braut gelangt werden. Ein anderes Fest gibt es, wenn der Braut Jawort besiegelt wird und die Mägde bestimmt ist. Ältere Frauen, die eine große, glückliche Nachkommenchaft haben bereiten für das Brautpaar das gewichtige Ehebett. Man feiert wieder, und zieht in großem Aufzuge durch die Stadt. In gleichender Sonne liegen Malakurs Straßen, wo seltsame Musik, Getöse und Hütenspiel. Die Wagen werden von kleinen Pferden gezogen. Hier und dort reiten die Malakuren in langer Reihe zur Seite der Wagen; auch Buginesen, die aus dem Binnenlande kommen. Bei ihnen ist der Ausdruck der Gestirne anders, sind die Gewänder anders gefärbt, sind die Farben anders und reicher. Statt der Mützen tragen sie Kapplücher, die gleich Segeln lustig im Winde wehen. Man sieht ungezählte zu Pferde reitend, mit hochgezogenem Reine und hat bunte Fahnen an langer Stange zur Seite. Große Wagen, Menschen in reichen Festgewändern, Sonnenschirme, Reichen der Würde, beschirmten Eltern, Geschwistern und (im Besonderen Wagen) keine, halbmadie Tänzerinnen. Und endlich kommt, im reichverzieren, goldbemalten Tragstuhl, das Brautpaar. Sie, die Braut, noch ein Kind, mit Juwelen beladen, merkwürdig die hohe Krone aus Blumen und Schmuck. Kleine, schmale zarte Hände liegen bewegungslos ausgestreckt auf den Knien, die Augen sind streng geschlossen. Das Gesicht gefärbt, gepudert, gezeichnet. Und neben der Braut der Brautgänger; nicht jung mehr, die Augen schauen ruhig, voll Stolz. Ein Mann — wissend und prüfend blickt er auf Welt und Sein, Natur und Welt und Kind. Ein altes Geschlecht erwartet neues Leben. Zur Braut über die Hindbraut sitzt heiden im Wagen eine alternde Frau gegenüber. Kleine Mädchen daneben halten die goldene Sirihdose und köstliche Gerate in den Händen. Ist doch das Sirihbieten ein erster und wichtiger Moment der jungen Ehe. In einem köstlich-äppigen Hause segnet dann der Gatte die Ehe. Die Gatte werden mit reichen Speisen, mit Sang und Spiel gefeiert. Kleine Mädchen tanzten den Trauertanz des Ostens. Sie schreiten langsam mit biegsamen, jungen Gliedern und tragen in fallgeschlossenen Äugen die gebetnisvolle Nacht des Ostens. Die Gatte leben heim vom Fest. Und auch wir ziehen heim in unser Haus nicht weit vom Strand. Ein hoher

Beifug der Madja (Fürstin) Surian von Parepare ist uns gemeldet. Die alte Dame kommt mit einem Gefolge von Männern und Frauen, die früher ihre Sklaven waren und jetzt freiwillig bleiben. Das Schiller in Farben, das Licht in Formen und Bewegungen. Tüppel üppig sind die Blumen in unserm Wohnzimmer, Orchideen in vielen Farben und Arten, stark duftende Melakti und Blumen des Südens anderer Art überranken das Gelände. Kleine Mädchen lehren das Waschen, der dunkle Ton der Haut, die fatten Farben ihrer Gewänder sind ein frohes Genießen für das Schönheit empfindende Auge. Malakisch gruppiert sich das Gefolge auf dem Boden in fiebernder, hohender Stellung; nur die alte Fürstin, in Sarong und feiner Madja (Jade), mit doppeltem seidenem Kopftuch, juwelengeschmückt, darf auf einem Stuhle Platz nehmen. Adel der alten Dame spricht aus den Zügen, aus der Haltung. Ein Dolmetscher überträgt das Buginesische ins Malakische. Die erste Frage der Dame gilt dem Kinde; es ist die Höflichkeit des Volkes, das es als Schande ansieht, wenn keine Kinder da sind, und zwar ein Kind alles ist. Auf einen Knief schließt sich langsam, über den Boden gleitend, zwei junge Mädchen heran und stellen den Sirihopf vor ihre Beine auf die Erde. Es wird Wasserhaken hinter meinem und der Fürstin Stuhl vollbracht. Man stampft und dreht, man schneidet in ein silbernes Rohr und bietet an. Man tut des Merkwürdigen viel, spuckt in einen großen Sirihopf, spült und gargelt über dem Gelände in aller Geheimart, bevor man Speise zu sich nimmt. Wenn Abschied sagt die alte Dame schließt sich die Geliebten, gehen zu dürfen. — Langsam in langer Schlange nimmt der Zug durch den Garten seinen Weg bis zu den Wagen. Es fällt die Tropennacht.

II.

Neue Feste werden im Hause der Braut bereitet. Ältere Frauen hatten das wöchentliche Ehebett gerichtet. Nun wird das junge Paar von ihnen auf der Lagerstätte mit schönstem gewebten Sarong bedeckt. Verschönerungen werden gemacht, Kränze und Wehrauch entzündet. Man bietet in langer Nacht Gebete flüsternd, am Lager, während Mann und Frau das merkwürdige Spiel des Wärens und Nischen üben. — Man bereitet aus gewichtem Wasser von fäulnischen Wärschlauch (Wegabe von Wätern und Blumen) das Bad für Braut und Brautgänger. Beide werden mit Öl gesalbt und in feine Seide gewickelt. Er darf köstliche Speise zu sich nehmen, sie darf weder essen noch den Gemahl anschauen. — Und einmal kommt dann die Nacht der Hochzeit. Die kleine Frau bietet dem Gemahl den "Sirih" zum Zeichen des Einverständnisses. Es bilden heiße, düstere Augen riefend und sehen ihr Schicksal in des Mannes Zügen.

Kommen einst Kinder, so werden Feste gefeiert; wenn der Priester den Namen gibt und das Wasser der heiligen Brunnen holt; wenn er den Baum pflanzt, der den Geburtsstein erhebt; wenn er das Kind zum erstenmal auf einer silbernen Schale die Erde betreten läßt; wenn er ihm die Nadel rot färbt und die Nadel stellt. Wieder ein besonderer Tag ist die Beschneidung (im Alter von 10 bis 12 Jahren). Dann sieht das festlich gepuderte Kind auf seidenen Decken und Hüften im hohen aus Blumen gebauten Tragstuhl in magisch mystischer Beleuchtung, läßt die Heremiten geschehen und nimmt in lönlicher Würde die Glückwünsche hin. Es folgt der Tag der Glaubensaufnahme. Leer und laß sind die Mägde (mohammedanische Weibchen) mit der nach Mella gerichteten Mauermaße, einem Predigtstuhl und dem seelischen Reinigungsbad. Im Wehhaus fragt der Gatte das Kind nach dem Kuran und erhält eine Antwort von unverstandenen Worten.

Der große Fastenmonat ist das bedeutendste religiöse Fest des Volkes. Von Sonnenaufgang bis Untergang darf nichts genossen werden. Nachts besetzt man die Weibchen, zieht mit Fackeln durch die Straßen oder ist und trinkt auf Vorrat. Im letzten Tage wird mit Feuerwerk und viel Getöse ein neues Fest beendigt. Gold- und Silberarbeiten und reichliche Hülfe der Arme unter ihnen. Oft wandert die prunkvolle Herrlichkeit nach dem Feste ins vielbesuchte Strandhaus. Heute aber sind festlich bunt beleuchtet die kleinen Häuser, die Mäde hellhaft gezieret. Rederei und Waderei stehen bereit und merkwürdige Musik klingt in die Märchenraupenwelt. Im Preise haben die Männer, seitwärts beim Fackelschein spielen andre mit kleinen schwarzen Karten ein verboteses Glücksspiel, und Zuschauer spinnen leidenschaftlich an. Das Spiel ist unterlegt, denn das Volk kennt kein Maß und verpönt hat und Gut.

Der Gottesdienst der Buginesen und Malakuren wie auch der Javaner ist ein seltsamer Mischmasch. Mohammeds Lehre ist nur Form; des Volkes Seele erfüllen die Überlieferungen des alten Indiens. Man wallfahrt zu Buddha. Man bringt ihm Opfer an heiliger, tief einsamer Grotte auf Djogadul. Frauen tragen in Köben auf dem Kopfe Berge von Reis, Gebäck, Früchten, Fleisch und Vieh. Sie brennen Kerzen und Wehrauch, knien und beten und heben beugend fasthoch die Hände. Man läßt Buddha's Bein, gibt Geld in die Opferkiste, streut Blumen umher und schmückt Buddha's Hals mit einer langen aufgereihten Blumenkette. — Oder man bringt dem mächtigen Fürsten, dem Gopalonia, am Grabe Opfer. Männer, Frauen und Kinder, auch Gengenträger und Träger weißer Sonnenschirme schreiten in langer Schlange zur Wallfahrt. Einer trägt sorgsam Wehrauch in goldner Schale. — In der Ferne geht das Auge des Tages unter. Auf den Feldern steigt hier und dort Rauch von verbranntem Unkraut auf. Dunkel liegt die gewaltige Welt der Landschaft. Die Zeit des Opfers an heiliger Stätte beim Gombodabbaum, dem Grabmal Indiens, ist gekommen. Fast blattlos ist der Gombodabbaum mit der merkwürdig gekrümmten, in alle Winde

stehenden Krone und den weißgelben Blüten, voll schwerem süßen Duftes. Wie ein Schwarz grauer Vögel, die den gelben weißen Kopf leicht geneigt tragen erscheint der blühende Baum dem Auge; Seelen, die alle Erdennübe hinter sich haben und im unendlichen Raum ein unbefangenes Dasein führen.

Ein seltsames Schauspiel bietet eine Lassoja. Der Sirih oder das wilde Schwein wird in ein sicheres Gelände gejagt, und das Heer der Jäger läuft auf schnellen, ungestörten Pferden dem erschrockenen Wilde entgegen und nach. Der Lasso der Bambuslanze wird um Kopf oder Leib des Tieres gewickelt, und man gibt den tödlichen Langensitz. Das jenseitige Jagdmahl besteht aus rohem, noch warmem Hirschscheit, Kiern der Tiere und in Formen gelochtem Hirschscheit. Draufamer sind die Gahnerkämpfe. In flachen Bächen werden die wochenlang durch Massage trainierten Tiere zum Kampfplatz gebracht. Die Glieder sind mit Branntwein eingerieben, der Stamm geschnitten. Hochbetretet treten die Kämpfer in den Streifpaß ein; sie haben messerscharfe Sporen. Die Genestreiter (es sind solche mit großem Stammbaum dabei), streichen mit den Hinterfüßern am Boden hin, lassen die Hufe fallen, schlagen und pfeifen, schauen, empören, kämpfen als Gelben, rasen. Unendlicher Beifall wird dem grausamen Spiel gesendet, wenn einer der Kämpfer schwer verwundet niederstürzt; dann läuft man den anderen, der von den Sporen befreit ist, zum Belegen, wo er durch Waden die letzte Durchdringung erfüllen muß. Und wieder tönt Beifallsgetöse.

Wenn am stillen Morgen melodischer eintöniger Gesang klingt, so weiß jeder, daß die Lote rufen. Gestern nach brachte man ihm Priester, die die Geister beschwören, die den Kranken mit heiligen Papieren behängen, die ihn Musik ins Haus bringen. In der Nacht ist er verschieden. Am frühen Morgen soll er zur ewigen Ruhe geteilt werden. Man läßt Voten in fliegender Eile, beschleunigt alle Vorbereitungen, das verlangt Indiens Kama. Die Wahre, nach, von vielen im merkwürdig christlich klingendem Gesang getragen. Doch auf der Schulter halten sie das weingelochene Bambusgestell. Mit grünem, verzerrtem Tuch ist die Leiche bedeckt, darüber der Traghimmel. An Kopf und Fuß sind mit weißem Stoff belegte Sonnenkürne angeheftet. Am Bambus verbunden sind Schild und Lanze des vornehmen Toten, Gefäße mit heiligem Wasser und in geschlossenen Kästen wohlriechende Blumen, große, nicht entzündete Kerzen, Kotosnüsse, Schmuck und Kleider. Von schweren Menschen, und der Wahre folgen Langensitzer, Gelege und Klagefrauen. Auf dem langen Wege klagt man la-la-la. Auf dem Friedhof wird die Last niedergelegt. Indis tragen am Schulterloch eine fargartige Nische, Priester richten nach Osten den Kompaß, und hundert Hände graben das Grab. Der Tote wird von der Decke, vom Sarong und der Bambusmatte befreit. In weißes Linnen, die Formen deutlich sichtbar, ist er eingewickelt. Unten Traghimmel und unter großen Schirmen trägt man ihn zu Grabe, legt den Körper seitwärts und den Kopf nach Mella gerichtet. Melaktibüden werden an Kopf und Fuß gestreut und Blumenumhänge Pfähle gepflanzt. Man brennt Wehrauch, hockt nieder und singt die Weisheit des Korans: La — Allah — Allah... Und zwischen Gräbern großen Büffel rufend.

Literarische Neuerscheinungen

Dans Thoma. Ein Meister der Menschheit. Von Dr. Karl Anton. Mit 50 Abbildungen und einem sonst unveröffentlichten Bildnis des Meisters. (VIII u. 100 Seiten.) Berlin G. Braun, G. m. b. H. in Karlsruhe. Preis geb. 4 M., geb. 5 M.

Dieses Buch ist die erste umfassende Darstellung Dans Thomas als Persönlichkeit, als Lebensdenker und Lebensbegleiter. Dem Verfasser, dessen Name durch zahlreiche sonstige Veröffentlichungen wie durch seine Vortragsreisen im Westfalen einen guten Klang hat, standen alle Quellen zu Gebote. Der Vorzug jahrelanger persönlicher Verkehr mit dem Meister ließ ihm jene reichliche Fülle. Alles, was außer dem bildnerischen Lebensdenker an Auffagen, Gedichten und Gedanken, an Aufzeichnungen oder bedeutsamen Briefen vorlag als Ausdruck von S. Thomass Persönlichkeit — von der Jugendzeit an bis zu Beginn des Jahres 1924 — alles das fand seine Verwertung in dem vorliegenden Buch. — Das Wesen dieses Meisters wie sein innerer Werdegang wird plastisch herausgearbeitet. Besonderes Interesse dürfte die erstmals so aufgewiesene Entwicklung und Bedeutung der mittelaltlich-irischen Weisheit Thomass erwecken oder die festliche Darstellung des Konflikts zwischen dem Dichter und Vater Thoma. Das Kapitel über Astrologie wird viele zum Nachdenken anregen wie überhaupt das Buch auch denjenigen, der bisher Thoma ganz zu kennen glaubte, immer noch neue Aufregungen geben wird. Seine eigenartige Bedeutung besteht darin, daß es als ausgesprochenes Thoma-Buch doch zugleich ein allgemeines Lebens-Buch ist. Verfasser zeigt uns, wie auch wir solche Lebensbegleiter werden können; und weist an Thoma nach, wie der Mensch den Mut zu sich selbst gewinnt. So steht das rein Menschliche im Mittelpunkt, was auch den Titel erklärt. In der Weltanschauung unserer Tage wird daher gerade diese Buch-Erscheinung willkommen sein. — Einen besonderen Wert des Buches bilden die beigegebenen 50 Abbildungen sowie das ausgezeichnete, sonst unveröffentlichte Bildnis des Meisters. Das Buch ist die zweite, stark veränderte und erweiterte Auflage der unter dem Titel „Dans Thoma der Maler als Künstler, Dichter und Mensch“ 1919 erschienenen Thoma's 80. Geburtstag erschienenen Schrift des Verfassers.

Aus den „Sentenzen und Maximen des Herzogs von La Rochefoucauld“

Einen von seinem Wert vorzunehmenden Menschen aus seinem Wahn zu reissen, heißt ihm einen ebenso schlechten Dienst erwiesen, wie man jenem athenischen Narren erwies, der alle Schiffe, die in den Hafen einliefen, für sein Eigen hielt.

Greife geben gern gute Lehren, um sich darüber zu trösten, daß sie nicht mehr imstande sind, schlechte Beispiele zu geben.

Es ist das Kennzeichen eines außergewöhnlichen Verdienstes, wenn seine größten Feinde nicht umhin können, es zu loben.

Manche muß man in der Nähe betrachten, um sie recht zu beurteilen, aber andre urteilt man niemals so gut, wie wenn man von ihnen entfernt ist.

Um die Dinge recht zu kennen, muß man ihre Einzelheiten kennen, und da diese fast unzugänglich sind, bleibt unser Wissen immer oberflächlich und unvollkommen.

Es ist eine Art Gefallsucht, merken zu lassen, daß man niemals gefälligt ist.

Die Fehler des Besten treten wie die des Geschickten im Alter stärker hervor.

Verräterei begeht man öfter aus Schwäche, als in der ausgesprochenen Absicht, zu verraten.

Man trifft so wenig Menschen, die sich in der Unterhaltung angenehm und verständlich zeigen, weil fast jeder viel mehr an seine Meinung denkt als an eine genaue Antwort auf das, was man ihm sagt. Die Klüglichen und Gefälligen begnügen sich damit, eine aufmerksame Miene zu zeigen, während man zugleich sieht, daß ihre Augen und ihr Geist gar nicht bei dem sind, was man ihnen sagt, sondern immer wieder eilig zu dem zurückkehren, was sie selbst sagen wollen. Indessen sollten sie bedenken, daß es ein schlechtes Mittel ist, um andern zu gefallen, oder sie zu überzeugen, wenn man nur sich selbst zu gefallen sucht, und daß gut zu hören und gut antworten einer der größten Vorzüge in der Unterhaltung ist.

Man ist mit nichts so freigebig wie mit seinen Ratsschlägen.

Es gibt gute Ehen, aber es gibt keine genügenden.

Gnädig tut man Gutes, um ungestraft Böses tun zu können.

Wenn wir unseren Leidenschaften widerstehen, so geschieht es mehr infolge ihrer Schwäche, als infolge unserer Stärke.

List und Verräterei sind nur die Folgen mangelnder Klugheit.

Das beste Mittel, um geüßert zu werden, ist, sich für schlauer zu halten als andre.

Manchmal genügt es, groß zu sein, um nicht von einem schlauen Menschen betrogen zu werden.

Wieder noch redet man schlecht von sich als gar nicht.

Schwäche ist der einzige Fehler, den man nicht verbessern kann.

Durch unsere wirklichen Eigenschaften machen wir uns nie so lächerlich wie durch erkünstelte.

Wenn uns die Eitelkeit nicht reden heißt, so reden wir wenig.

Unser Mithrauen rechtfertigt den Betrug anderer.

Ein Mann von Geist würde ohne die Gesellschaft der Dummköpfe oft sehr in Verlegenheit sein.

Wie es das Kennzeichen großer Geister ist, mit wenig Worten viel zum Ausdruck zu bringen, so haben die kleinen Geister hingegen die Gabe, viel zu reden und nichts zu sagen.

Wir überreiben die guten Eigenschaften der anderen viel mehr aus Achtung vor unserer eigenen Gekümung, als vor dem Werte jener, denn wir wollen für uns Lob gewinnen, indem wir ihnen scheinbar welches zollen.

Wir greifen oft zu vergifteten Lobreden, um bei denen, welche wir loben, auf diesem Umweg Fehler ans Licht zu bringen, die wir auf andere Weise nicht aufdecken können.

Gewöhnlich lobt man nur, um wiedergebott zu werden.

Die Kunst, mittelmäßige Fähigkeiten richtig zu verwenden, erschleicht sich Anerkennung und verdient oft mehr Ansehen als das wahre Verdienst.